

## **Warum war Christus ein Mann? – eine theologische Miniatur zum Advent**

„Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und die Herrschaft ruht auf seiner Schulte; und er heißt Wunder-Rat; Gott-Held; Ewig-Vater, Friede-Fürst; auf dass seine Herrschaft groß werde und des Friedens kein Ende sei auf dem Thron Davids und in seinem Königreich, dass er's stärke und stütze durch Recht und Gerechtigkeit von nun an bis in Ewigkeit. Solches wird tun der Eifer des Herrn Zebaoth“ (Jes.9,5f.).

Gott hat (k)ein Geschlecht.

Soviel ist dem Alten Testament von Anfang an klar: Gott ist kein Mensch. Auch kein übersteigter Mensch, keine Super- oder Optimalausgabe seines eigenen Geschöpfes. Insofern ist die Zuschreibung eines Geschlechtes immer so etwas wie ein unordentlicher Übergriff auf die Intimität des göttlichen Wesens.

Andererseits ist das Alte Testament von Beginn an davon überzeugt, dass der Mensch so etwas wie ein gottähnliches Wesen ist. Gen. 1, 26f. bietet die hier maßgeblichen Verse. Gottebenbildlichkeit ist der Begriff, unter dem sich diese Überzeugung in die Theologiegeschichte aufgemacht und dort bedeutende Erfolge erzielt hat. Bis dahin, dass die späteren, nicht mehr gottgläubigen Epochen das Attribut der Gottähnlichkeit aufrechterhalten, aber nunmehr zur Apotheose, zur Selbstvergöttlichung umgemünzt haben. Der kleine Gott der Welt ist der Mensch – soweit seine Wirkungsgeschichte das zeigt, muß darüber nicht diskutiert werden –, und den großen Gott können wir in Ermangelung klarer Aussagen und wissenschaftlicher Evidenz außer Acht lassen. Dieses Pathos begleitet die Neuzeit von Anfang an. „etsi deus non daretur – Denken, Leben, Handeln, als wenn es Gott nicht gäbe“: dieses keineswegs glaubensfeindliche Diktum des Niederländers Hugo Grotius zeigt die Grundfigur auf, in der das Verhältnis zwischen Gott und Mensch fortan gedacht und am Ende auch vollzogen werden wird.

Gott ist kein Mensch. Und: Der Mensch ist Gott ebenbildlich. Zwischen diesen Grundaussagen oszilliert die theologische Beziehungsgeschichte des Schöpfers mit seinem vornehmsten und kompliziertesten Geschöpf. Alles Reden über Gott nährt sich von den Vorstellungs- und Sprachkulturen, in denen wir Menschen uns bewegen. Wollen wir uns etwas vorstellen, müssen wir das im Rahmen unserer Phantasie

tun. Es geht nicht anders. In keiner Religion. Es sei denn, man wolle alles Sagenswerte über Gott und den Himmel und die ganze himmlische Vollversammlung aktiv verschweigen. Manche geistlichen Überzeugungen und Gemeinschaften verlangen und praktizieren das auch – aber immer um den Preis allerhöchster Missverständlichkeit. Auch die Berufung auf das Wittgensteinsche Diktum „Worüber man nicht reden kann, darüber soll man schweigen“ trifft die Sache nicht. Man kann ja reden. Es ist nur so, dass die Rede nicht eindeutig, übertragbar und wissenschaftlichen Erkenntnisidealen zugänglich ist. Wer mit Gott redet, wird auch über ihn reden können.

Es kommt noch eine sehr schwerwiegende Angelegenheit hinzu. Wer die unauslotbaren Geheimnisse des Lebens der Sprache vorenthält, reduziert die Wirklichkeit auf das Befolgen von Betriebsanleitungen. Wer das Missverständnis nicht riskiert, bringt sich um das Verstehen überhaupt. Das ist nicht gut. Für Gott nicht und für uns nicht.

Zurück zur Rede über Gott. Weil Gott kein Mensch ist, hat er auch kein menschliches Geschlecht. Bestenfalls ließe sich sagen, er habe beide Geschlechter. Aber gemeint ist damit natürlich nicht, dass es sich um einen Hermaphroditen oder ein androgynes Zwitterwesen handelt, das weder männlich noch weiblich ist. Beides wären Defizitanzeigen, sozusagen nichts Halbes und nichts Ganzes – dies wäre aus biblischer Perspektive unsinnig. Der Schöpfer kann nicht seinem Geschöpf gegenüber nachgebildet und nachrangig sein. Anders herum wird ein Schuh daraus: Gott hat alle Geschlechter, oder besser: seine Konstitution befindet sich jenseits geschlechtlicher Differenzierungen. Er steht in einem unräumlichen, qualitativen Sinne „darüber“. Ihm daher so etwas wie Männlichkeit im menschlichen Sinne zu unterstellen, geht an der theologischen und religiösen Einsicht des AT vorbei.

Und dennoch ist es immer wieder ein Mann, den sich unsere Vorstellung von Gott ausmalt. Dazu gibt es eine klassische Fundstelle im Alten Testament. Im (relativ spät datierten) Propheten Daniel heißt es im 7. Kapitel: „Ich sah, wie Throne aufgestellt wurden, und einer der uralte war, setzte sich. Sein Kleid war weiß wie Schnee und das Haar auf seinem Haupt rein wie Wolle; Feuerflammen waren sein Thron und dessen Räder loderndes Feuer“ – hier ist es: das Urbild vom alten Mann mit dem Bart auf dem himmlischen Thron, das sich tief in die Volksfrömmigkeit eingearbeitet hat – in positiven wie in negativen Empfindungen.

Klar, warum das so überzeugend ist: die männlich geprägte Gesellschaft der Jahrhunderte konnte nicht anders als sich den Herrn der Welt und der Geschichte immer

als Mann vorzustellen. Seit den Zeiten Abrahams und Moses waren die Männer die maßgebenden Machtfiguren und Frauen an solchen Positionen immer die Ausnahme. Diese Vorstellung wurde auf Gott angewendet, weil sie so verständlich und vorstellbar war. Das Bildmaterial, dessen sich die Träume und Visionen der Seher und Propheten bedienten, mochte noch so theologisch richtig oder abstrakt sein – wenn es an die Formulierung in richtigen Worten ging, musste der Tribut an die Vorstellungswelt der Zeitgenossen gezahlt werden. Man stelle sich nur vor, ein antiker Mensch hätte die Aufgabe, die Funktionsweise des Internet mit den Vorstellungsmitteln seiner Zeit beschreiben sollen... Der alte Mann auf dem Thron – das war Gott, auch wenn jeder wusste, dass dies eine Unterbestimmung sein musste.

Freilich: es sind einige Hinweise auf eine sehr viel weitere Wahrnehmung der himmlischen Wesen in den heiligen Schriften zu finden. Es gibt auch „Frauen“ bei Gott, weibliche Qualitäten, die gleichursprünglich mit dem Herrn der Welt sind. Der göttliche Geist etwa und die Weisheit und allerlei anderen Positionen der jenseitigen Welt waren schon immer weiblich besetzt. Die ruach Gottes, sein brütender Geist über den Wassern der Genesis (Gen.1,2), ist eine weibliche Figur. Überall, wo sie eingreift, greift Gott selber ein, nicht mehr und nicht weniger. Der Geist Gottes ist weiblich. „Sie“ gerät über die Propheten, fährt in die Geschichte und führt Menschen und Völker auf den Weg Gottes. Und die Weisheit, eine ausgesprochen vielschichtige, komplexe Gestalt, von der gesagt wird, sie habe vor der Schöpfung der Welt bei Gott ihren Platz gehabt, sie sei sogar so etwas wie das Medium gewesen, durch das hindurch Gott die Welt erschaffen hat (vgl. Spr.8,22-31), ist ebenfalls in ihrem Genus weiblich. Von Anfang an. Das ändert an der faktischen und wirkungsgeschichtlich weit übermächtigen Dominanz des Männlichen nichts – das gehört in die kulturelle Prägung der Jahrtausend. Aber es macht eines deutlich: Gott ist kein Mann. Gott ist überhaupt kein einliniges, eineindeutig bestimmbares Wesen.

Wäre er ein Mann, dann hätte er all die mit der geschlechtlichen Bindung einhergehenden Beschränkungen auch an und bei sich. Er bliebe sozusagen als Schöpfer der Hälfte seiner menschlichen Schöpfung gegenüber äußerlich und fremd. Die Ebenbildlichkeit wäre bereits im Ansatz verkürzt. Gott hat alle Geschlechter oder keines. Deswegen ist die erbitterte Auseinandersetzung mit der Geschlechtertheologie in den vergangenen Jahrzehnten insofern richtig, als die Verkantungen, die die männerfixierten kirchlichen Institutionen mit sich gebracht hat, mitnichten heilige Weihen haben. Aber die Versuche, nun Gott als Göttin oder weibliche Attribute statt männlicher

Eigenschaften vorzuziehen, verschlimmbessern die Lage eher als dass sie ihr aufhelfen. Gott als Frau ersetzt das eine Problem durch ein anderes. Eine präzisere theologische Fassung wäre an dieser Stelle viel wichtiger. Dazu wollen wir zunächst einmal der biblischen Spur seiner Herkunft folgen.

Jesus ist der Sohn Davids

Wie kommt es dazu, dass Gott, der kein Geschlecht hat, einen Sohn haben kann? Darüber gibt es viele einschlägige Witze. Ihre Pointe beziehen sie fast immer darauf, dass jeder weiß, wie wenig man menschliche Fortpflanzungsgewohnheiten auf himmlische Gebiete übertragen kann. Und die Vorstellung, es habe einen irgendwie gearteten sexuellen Akt zwischen Gott und einem Menschen gegeben, gehört in den Bereich der Mythologie. Das war allen Schreibern der Evangelien und alle glaubenden Menschen der antiken Welt sonnenklar.

Wichtiger ist in erster Näherung an diese Frage, dass es sich bei Jesus um einen Sohn aus davidischer Linie handelt. Nicht umsonst beginnt das Matthäusevangelium mit einer ausführlichen Angabe aller Generationen seit Abraham. Lukas führt es übrigens weiter bis Adam. Und beide sind erstaunlicherweise nicht identisch.

Jesus, das ist die Position der beiden Evangelisten Lukas und Matthäus, ist niemand anderes als der von einer breiten Strömung des antiken Judentums erwartete Davidsson, ein Thronprätendent, der die politische und religiöse Bedeutung des Alten Israel und Juda wieder aufleben lassen soll. In der jüdischen Nationalgeschichte ist die Staatengründung unter dem legendären König David immer auch so etwas wie der Inbegriff des Segens Gottes gewesen, der sein Volk zu der ihm gebührenden Größe geführt und dabei Jerusalem als politisches, kultisches und emotionales Zentrum festgelegt hat. Derjenige, der die alte Bedeutung wieder herstellen würde, musste daher aus der davidischen Linie stammen, der Segenslinie. Und er musste, wie sein Ahnvater David und alle durch Gottes Geist berufenen und auserwählten Herrscher Israels gesalbt werden. Das war der Messias.

Der Messias, der Gesalbte, wie dieses Wort auf Deutsch heißt, war aus genealogischen Gründen eindeutig eine männliche Figur. Und er hatte die Bestimmung, Israel von seinen Bedrückern und Bedrängern zu erlösen. Bereits einige der frühen Propheten (Micha beispielsweise) hatten darauf gesetzt, dass nicht das Gesetz Gottes die eigentliche Rettung und Wiederherstellung des Volkes besorgen könnte, vielmehr

wurde auf die Tatkraft und Autorität der davidischen Erwählungslinie hingewiesen. Zentrale Aussage in diesem Zusammenhang ist die Weissagung an David: „Wenn nun deine Zeit um ist und du dich zu deinen Vätern schlafen legst, will ich dir einen Nachkommen erwecken, der von deinem Leibe kommen wird; dem will ich das Königtum bestätigen. Der soll meinem Namen ein Haus bauen, und ich will seinen Königsthron bestätigen ewiglich“ (2.Sam.7,12f.). In erster Linie ist damit eine Weissagung auf Salomo, den Sohn der Bathseba, den Mann der tausend Frauen und der unermesslichen Weisheit, vorgenommen, aber die Inaussichtstellung eines ewigen Königtums geht über diese geschichtliche Realisierung hinaus. Ein Sproß des Königshauses David würde einmal die eigentliche, ewige Herrschaft übernehmen. Dieser würde dann als Messias, seinen Machtanspruch durchsetzen.

Deswegen musste Christus, die griechische Form des Wortes Messias, ein Mann sein. Eine Frau war nicht verheißen, war rechtlich nicht imstande, die Hoheitstitel einzunehmen. Insofern war vorgeprägt, dass jeder, der als Messias, als Christus Ansprüche geltend machen wollte, männlich sein musste. Hier ging es weniger um Geschlechterfragen der Ewigkeit als vielmehr um eine männliche Thronfolgelinie.

Dies ist eine eher unspektakuläre Beantwortung der Frage, warum Christus ein Mann war. Der theologische Fokus liegt tiefer.

### Jesus ist der Sohn Gottes

Anstößiger ist ein anderer Titel: Jesus, der Sohn Gottes. Die Muslime stoßen sich bis heute vor allem an dieser Formulierung. Allah, der All-Eine und Jenseitige, der All-Barmherzige und von aller Kreatur Abständige kann keinen Sohn, kann keine Nachkommen haben, er kann überhaupt nicht irgendwie mit menschlichen Kategorien verbunden werden. Die christliche Grundüberzeugung, Gott habe einen Sohn, ist als solche für den muslimischen Glauben ein Sakrileg.

Aber, so wendet die griechische Philosophietradition ein, es geht ja gar nicht um das Geschlecht im engeren Sinne, sondern um die Wesensverwandtschaft. Es geht darum, dass Gott und Jesus Christus „eines Wesens“ sind, so wie das große Glaubensbekenntnis von 381 es formuliert. Es geht darum, dass Jesus in sich nichts anderes ist und darstellt als Gott selbst; insofern ist er ein authentischer, vollkommener Abkömmling des unsichtbaren, ewigen Gottes.

Genau diese Paradoxie aber wird vom Islam nicht nachvollzogen und als theologische Unmöglichkeit kompromittiert. Gott kann per definitionem keinen Abkömmling haben, der unsichtbar oder sichtbar festzustellen wäre. Jede Differenzierung Gottes käme einer Reduzierung seiner Gottheit gleich, einer Herabsetzung auf ein niedrigeres ontologisches Niveau. Wird das auch noch in Gestalt eines geschichtlichen und damit vergänglichen Menschen gedacht, verliert der christliche Glaube vollends seine religiöse Glaubwürdigkeit – so die muslimische Denkfigur.

Die antike christliche Theologie hat aber genau das im Anschluß an die Auferstehung Jesu und die Bedeutung seines Lebens und Sterbens festhalten wollen. Jesus war Gott in Identität, nicht mehr und nicht weniger. Das wurde, um es anschaulich zu machen, gedacht als Sohnschaft, d.h. als Hervorbringung und Zeugung, wenn auch nicht als Zeugung zwischen Mann und Frau. Sohnschaft wurde theologisch gefaßt als ewiger Vorgang. Der Gott bringt seinen Sohn sozusagen auch immer in Ewigkeit hervor. Das sehen wir auf Erden allerdings nur als historisch einmaliges Ereignis, aber anders könnten wir es auch nicht sehen. Deswegen spricht die christliche Theologie auch von der ewigen Zeugung des Sohnes, nicht etwa nur der einmaligen im Leib der Gottesmutter. Sohnschaft ist so etwas wie Begründung, Angabe der Herkunft, Feststellung der Ursprünglichkeit. Wenn man so will, ist es vor allem die familiengeschichtliche Veranschaulichung eines abstrakten Gedankens, eines philosophischen Konstrukts.

Genau so wird dann auch die Vaterschaft Gottes Jesus gegenüber gedacht. Darum geht es, wenn wir beim Glaubensbekenntnis sprechen: „Ich glaube an Gott, den Vater“, oder beim Gebet Jesu „Vater unser im Himmel“ oder auch bei dem auf Jesus zurückgehenden Stoßgebet „Abba, lieber Vater“. Vaterschaft ist eine Herkunftsangabe, verbunden mit der Aussage, dass Gott sich als ein Vater seinen Geschöpfen zuwendet.

Zwar beziehen sich immer wieder die einschlägigen Fragen auf das Verständnis der Jungfrauengeburt und der Gottesmatterschaft, wenn sie sich allzu eng an die empirischen Sachverhalte klammern. Natürlich sagt der entsprechende Bibelvers in der Vorgeschichte der Geburt nach Lukas „Der Heilige Geist wird über dich kommen und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten; darum wird auch das Heilige, das geboren wird, Gottes Sohn genannt werden“ (Lk.1,35). Aber das ist die dezente und etwas ungelenke Umschreibung der Tatsache, dass im Leib der Gottesmutter ein

Wesen heranwächst, das nicht einfach die genetische Umsetzung des elterlichen Genoms darstellt, sondern aus anderen Quellen herrührt. Gott ist nicht die Ersatzfigur für den armen Joseph, der als Beisasse der Heilsgeschichte eine der bemitleidenswertesten Figuren des Neuen Testaments ist, sondern der Ursprung der Besonderheit Jesu. Um diese Besonderheit in der intimsten Form auszudrücken, derer wir habhaft werden können, bleibt nichts anderes als das Vater-Sohn-Motiv. Jesus macht Gott zum Vater und Gott macht Jesus zum Sohn.

Weil also Gott immer als Patriarch, als Vaterfigur veranschaulicht wird, bleibt der Gestalt, die ihn auf Erden bis zur Identität verkörpert gar nichts anderes übrig, als seinerseits ein Sohn zu werden. Ob es auch eine Tochter hätte sein können? Nun, theologisch wäre dies durchaus möglich, aber in der Kultursprache des Alten Orients ist derlei nicht vorgesehen. Und damit betreten wir den eigentlichen Kernbereich der Frage.

### Jesus ist ein Mann

Die Sohnschaft Jesu Christi in dem eben vorgetragenen Sinn ist eigentlich nicht geschlechtlich motiviert, sondern theologisch. Nun war aber Jesus in der Tat keine theologische Größe sondern ein Mann. Mit allem, was dazugehört. Seine Hormonstruktur wird sich von derjenigen normaler Jungen in seinem Umfeld nicht unterscheiden haben. Er hatte, so deuten es die Evangelien sehr zart an, so etwas wie eine besondere weibliche Bezugspartnerin, nämlich Maria Magdalena, wie er überhaupt eine große Attraktivität für weibliche und männliche Personen besessen haben. Und die in den Evangelien berichteten Geschichten zeigen neben den großen rhetorischen Einlassungen immer wieder auch den Charakter von Kraft, Aggression und Führungsanspruch. Also alles andere als ein weltfremder Sonderling, dem seine Neigung zu romantischen Träumereien und religiösen Phantasien zum Verhängnis geworden ist. Ein Mann also. Hanna Wolff hat dazu bereits in den 70er Jahren einige schöne psychologische Überlegungen vorgetragen, die darin münden, dass Jesus der Inbegriff eines integrierten Mannes gewesen sei – jedenfalls in neuzeitlicher Sprache ausgedrückt.

Die Tatsache, dass Jesus ein Mann war, bringt die Ungeheuerlichkeit der christlichen Behauptung noch einmal auf den Punkt. Sie besteht darin, dass ein Mensch aus Fleisch und Blut, ein vergängliches, zerbrechliches und begrenztes Wesen wesent-

lich identisch sein soll mit dem ewigen Gott, dem Ursprung aller Dinge, dem Grund, Ziel, Maß und Sinn der Welt. Ein irdischer Mensch und ein ewiges Wesen gehen nicht zusammen – das lässt unsere formale Logik nicht zu. Das ist so, als wollte man in der Mathematik das Produkt „ $0 \times \infty$ “ definit machen, oder durch 0 teilen oder ähnlichen Unfug anstellen. Heraus käme lauter Unsinn. Genau darauf aber baut der Glaube auf und besteht auf der Feststellung, dass Jesus, der Mensch, Christus, der Gott, im prominenten, aktiven, positiven Sinne ist.

Man mag das als Unsinn deklarieren. Kein Wort dagegen. Wenn man sich diesem Abenteuer aber fragend und hinhörend aussetzt, treten erstaunliche Folgerungen zutage. Jesus als Mann ist geradezu das Symbol dafür, dass Gott sich in die Begrenztheiten unseres realen Lebens hineinbegibt – und zwar restlos. Die göttliche Wirklichkeit scheitert nicht an den Limitierungen unseres Existenz, sondern ist in der Lage und bereit und willens, Wohnung darin zu nehmen, ja, mehr noch, damit eins zu werden. Theologisch nennen wir das die Inkarnation, die Fleischwerdung Gottes. Die bezieht sich eben nicht nur auf einen Menschen, sondern geht weit darüber hinaus. Jesus ist als Mann ja nur ein Teil dessen, was wir als Menschen bezeichnen. Er ist ein Jude, auch nur ein Teil der Menschheit. Er ist Zeitgenosse des Kaisers Augustus Octavian, des Prokonsuls Pontius Pilatus, des Kaisers Tiberius, gehört also in einen kleinen Zeitausschnitt der vorderorientalisch-römischen Geschichte. Er stammt aus einer Handwerkerfamilie, wie es scheint, also einem sehr spezifischen gesellschaftlichen Milieu, war weder Priester noch Angehöriger des jüdischen Adels. Er war ein sehr bestimmter, sehr begrenzter, sehr aus seinem Kontext lebender und sehr normaler Mensch. So wie wir. So wie ich. So wie Sie. So wie unsere Zeit, unser Land, unser Leben.

Und wir alle sind nicht Gott. Unsere Zeit ist nicht ewig. Unser Leben ist nicht himmlisch. Unsere Taten sind allesamt zwiespältig im Erfolg, missverständlich in der Ambition, schillernd in ihrer Struktur. So wie bei Jesus auch. Vom Beginn bis zu seinem Tod und noch in der Auferstehung von den Toten. Immer zwiespältig, immer missverständlich, immer schillernd, immer uneindeutig.

Jesus ist ein Mann. Genau diese Begrenzung der Gestalt in der Inkarnation ist das Besondere. Die Gottheit sprengt nicht alle Begrenzungen, sondern füllt sie aus. Sie überfährt nicht alle Engführungen, sie nimmt sie an und auf. Sie macht nicht das kaputt, was sie berührt, sondern heilt und vollendet es. Finitum capax infiniti – so lautet

die theologische Formulierung auf Latein dafür: das Endliche nimmt das Unendliche in sich auf. Es ist – von Gott her gesehen – einerlei, ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelt, was das Endliche angeht. Vom Menschen her ist es das nicht, denn der Sohn Davids ist ein Mann. Daß der ewige Gott das nicht ignoriert, sondern anerkennt und berücksichtigt, ist Ausdruck seines Willens zur Menschwerdung und Fleischwerdung: die Begegnung mit Gott ist nicht Zerstörung der Kreatur, sondern Einwohnung.

Wenn es sich nämlich so verhält, und hier beginnt das Evangelium seine Leuchtkraft zu entfalten, dann ist Christus nicht nur ein historisches Ereignis (das bleibt er als Jesus durchaus und auch unwiderruflich), sondern Ausdruck einer göttlichen Bewegung – der Einwohnung Gottes in die Welt, in die Schöpfung, in das Leben, in mich selbst. Wer an Christus glaubt, beginnt damit zu rechnen, dass Gott nicht fern, sondern nah ist, nicht fremd, sondern vertraut. Der unterstellt den Dingen des Alltags und der bekannten Umgebung, dass sie nicht von Gott getrennt sind, sondern stets und immer Orte und Gelegenheiten sein können, in denen Gott zur Welt kommt. Die Welt ist eine christusförmige Anordnung – aus ihr ergeben sich nicht nur das Leben und das Bewusstsein. Aus ihr ergibt sich auch die Erkenntnis Christi als Gottes Gegenwart in der Welt.

Das ist aber niemals eine Angelegenheit der Evidenz. Wer immer an Christus glaubt, handelt sich den Widerspruch ein, er würde Unsinn behaupten. Wer immer darauf insistiert, dass Gott seinen persönlichen Lebensweg begleite und führe, gerät in Rechtfertigungsprobleme gegenüber denen, die nach Beweisen und Anschauungsbeispielen fragen. Wer immer glaubt, dass Gott in seinem Leben zuhause ist, muß eingestehen, dass vieles in genau diesem Leben eher das Gegenteil glauben macht. So war es immer. So wird es auch immer bleiben. Zum Glauben an den Sohn Gottes, den Mann Jesus, gehört die Strittigkeit. Zum Glauben gehört aber auch – und dies ist das Zeugnis der christlichen Kirche – dass Gott auf erstaunliche Weise genau diese Gegenwart immer wieder einlöst.

Auch an uns.